

Alexander Grau

# Von der Bildung zum Know-how

Die Vorstellungen darüber, was Bildung ist, waren über Jahrtausende hinweg erstaunlich konstant. Ausdruck von Bildung, das war im Wesentlichen das geistreiche, kommunikative Spiel mit kulturellem Wissen unter den Angehörigen einer gesellschaftlichen Elite. Dieses Konzept von Bildung hat sich mit den sozialen Verwerfungen der industriellen Revolution nachhaltig geändert. Bildung wurde zu Ausbildungsinhalten für die Funktionsträger moderner Gesellschaften umgemünzt. Indem sich die Mittelschicht als Träger der Gesellschaft und ihrer Normen herausbildete, änderte sich das gesamte Konzept von Bildung.

„Bildung ist der Name eines sozialen Spiels, das durch erhöhte Erwartungen und Erwartungserwartungen in Bezug auf das kulturelle Wissen der Mitspieler gekennzeichnet ist; diese dürfen die Erwartungen und Erwartungserwartungen nicht thematisieren. Ihre Geschicklichkeit besteht darin, diese Erwartungen gleichzeitig zu erkunden und zu erfüllen oder, wenn das nicht gelingt, es den anderen nicht merken zu lassen“ (Schwanitz 1999, S. 396).

Diese etwas sperrige Definition des Anglisten Dietrich Schwanitz aus seinem Bestseller *Bildung* kommt etwas behäbig und selbstgefällig daher, doch greift sie einige wichtige Punkte auf. Der wichtigste Punkt: Bildung ist ein Spiel. Das klingt zunächst harmlos, ist es aber nicht. Denn Spiele haben Regeln, sonst wären sie keine Spiele. Wer diese Regeln nicht kennt, darf nicht mitspielen. Und wer die Regeln vereinfacht oder ganz abschafft – etwa in der Hoffnung, mehr Menschen das Mitspielen zu ermöglichen –, generiert eben nicht mehr Mitspieler, er schafft das Spiel ab.

#### Robinson

Doch Spiele haben nicht nur Regeln, sie werden – von wenigen Ausnahmen abgesehen – zumeist in einer Gemeinschaft gespielt. Ob Bildung eher der *Patience* ähnelt oder *Mensch ärgere Dich nicht*, darüber kann man streiten. Können wir uns Robinson Crusoe als gebildeten Menschen vorstellen? Aber natürlich.

Das Beispiel hat allerdings einen erheblichen Haken: Robinson ist Engländer und entstammt als solcher einer Bildungswelt, unserer Bildungswelt, aus der er lediglich aufgrund ungünstiger Umstände entfernt wurde. Die Bildung, die wir geneigt sind, ihm zu attestieren, steht immer in Bezug zu dieser europäischen Bildungswelt. Wäre Robinson hingegen schon als kleines Kind auf seine Insel verschlagen worden, die Sache sähe anders aus. Vermutlich würden wir ihm Bildung absprechen – auch wenn er sich in Jahrzehnten hervorragende Kenntnisse über das Meer, die Fische, die Vegetation und das Ökosystem seiner Insel angeeignet hätte.

Bildung ist also nicht einfach nur Wissen. Es ist eine spezielle Form von Wissen, nämlich Wissen von einer Kultur.

Aber hätte unser kleinkindlicher Robinson nicht auch Kultur entwickeln können – ganz ohne Freitag? Sicher: Stellen wir uns einfach vor, Robinson hätte im Laufe seiner Entwicklung angefangen, seine Hütte nicht nur nach Maßstäben der Nützlichkeit auszubauen, sondern sie ästhetisch verfeinert, mit Schmuck, Zierrat, selbst geschaffenen Skulpturen oder Bildern. Er hätte angefangen, auf hohlen Baumstämmen herumzutrommeln, er hätte sich höhere Wesen fantasiert, ihm ähnlich, doch unsichtbar und unendlich mächtig, Schöpfer und Beherrscher des Meeres, der Berge und des Himmels. Und er hätte versucht, Einfluss auf das Handeln dieser Wesen zu nehmen, etwa Regen erbeten dadurch, dass er wichtige Rohstoffe verbrennt und sie so diesen Wesen zum Geschenk macht. Schließlich hätte sich unser Robinson sogar Regeln gegeben, teils weil sie einfach nützlich zu seinem Überleben sind, teils in der Einbildung, den höheren Mächten damit zu gefallen.

Mit anderen Worten: Unser Robinson hätte sich eine eigene Kultur geschaffen, durchaus komplex und gewissen Regeln folgend. Doch würden wir ihm deshalb Bildung attestieren? – Kaum. Bildung scheint also mehr zu sein als Faktenwissen und mehr auch als das Wissen um kulturelle Regeln und Entitäten. Bildung setzt somit zumindest zwei weitere Komponenten voraus: Kommunikation und Tradierung. Erst wenn Robinson einen anderen Menschen in seine Kultur einführt, dieser Mensch Robinsons Kultur kennenlernt, kann dieser Mensch als gebildet bezüglich der Kultur des Robinson gelten.

»Bildung ist ein Spiel. [...] Spiele haben Regeln, sonst wären sie keine Spiele. Wer diese Regeln nicht kennt, darf nicht mitspielen.«

Indem Robinson sein kulturelles Wissen weitergibt, tradiert er es zugleich. Deutlich wird das, wenn wir uns Freitag als Freitaga vorstellen und den beiden eine fröhliche Schar von Kindern, Enkeln und Urenkeln gönnen. Von Generation zu Generation würde die Kultur von Robinson und seiner Freitaga weitergegeben, weiterentwickelt, modifiziert, vor allem aber: tradiert. Es würde Nachkommen geben, die sich damit begnügen, die Überlebentechniken ihrer Ahnen zu übernehmen oder auch zu verfeinern, und es würde Nachkommen geben, die in besonderer Weise das kulturelle Wissen verinnerlichen und pflegen. Letztere würden so etwas aufbauen wie Bildung. Und vermutlich würden sie anfangen, zwischen dem zu unterscheiden, was für die Kultur der Robinson-Nachkommen wichtig ist, und dem, was man vernachlässigen kann. Kurz: Die Nachfahren unseres Robinson würden einen Kanon bilden dessen, was jemand zu wissen hat, der als gebildet gelten kann.

#### Bildung als Code

Damit gewinnt Bildung eine Dimension, die insbesondere heutzutage gerne geleugnet oder problematisiert wird. Sie setzt selbstreferenziell Normen. Sie unterscheidet zwischen dem, was als Bildung zu gelten hat, und dem, was nicht dazugehört. Damit dient sie auch der sozialen Distinktion. Nicht jede Fähigkeit, nicht jedes Wissen, nicht jede Kompetenz gilt als Bildung.

Hinzu kommt – und das meint Schwanitz mit Erwartungen und Erwartungserwartungen, die selbst nicht thematisiert werden dürfen –, dass Bildung sehr schnell mehr wird als ein tradiertes kulturelles Wissen und die Behauptung von dessen Wert, sondern zugleich einen Code umfasst, wie und worüber gesprochen wird. Beispiel: Auf einer Party die Umstehenden mit detaillierten Thomas-Mann-Kenntnissen zu langweilen, ist ein Zeichen von Unbildung – das Verhalten des Bildungsparvenüs. Das Bildungsspiel funktioniert anders und ist deutlich mehr als das Abspulen angelesenen Wissens.

Aus diesem Grund führt Schwanitz auch eine zweite Definition ein: „Bildungswissen besteht aus Kenntnissen, nach denen man nicht fragen darf“ (ebd., S. 396). Diese Pointe hat dem Autor Kritik eingetragen. Zum einen, weil es als politisch nicht ganz korrekt

»Sich zu bilden, das bedeutet also, anzustreben, der Gottesebenbildlichkeit möglichst zu entsprechen.«

empfunden wurde, zwischen wertvoller Bildung (Kunst, Literatur) und wertlosem Wissen (Fußballergebnisse) zu unterscheiden. Zum anderen, weil Schwanitz die Grenze zwischen ersterer und letzterem zwischen Geistes- und Naturwissenschaften zog: Nach dem Inhalt des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik darf ich fragen, da Unkenntnis hier, so Schwanitz, erlaubt ist oder sogar honoriert wird; nach dem Erbauer des Domes von Florenz frage ich aber besser nicht, da ich mich damit aus dem Kreis der Gebildeten herauskatapultiere.

Nun, Bildungsinhalte sind nicht unverrückbar. Vieles, was noch vor 200 Jahren als Bildung galt, ist heute nicht mehr zwingend notwendig, um als gebildet zu gelten – schaden tut es allerdings auch nicht. Ob neue Bildungsfelder hinzugekommen sind, darüber kann man streiten und sollte es auch. Das ändert aber nichts daran, dass Bildung kein Faktenwissen erster Ordnung ist (wissen, dass die Welt so und so ist), sondern ein Wissen zweiter Ordnung, das tradierte Deutungsmöglichkeiten und Sinndeutungen umfasst und aufgrund seiner impliziten Normativität subtile kommunikative Regeln des eigenen Selbstbezugs aufstellt.

Kurz: Wenn Bildungspolitiker oder sogenannte Bildungsforscher von Bildung als Rohstoff schwadronieren und Bildungskarrieren initiieren wollen, so reden sie von allem Möglichen, ganz sicher aber nicht von Bildung. Bildung ist kein Rohstoff. Provozierend formuliert: Unter ökonomischen Gesichtspunkten ist sie vollkommen nutzlos. Man kann sich sehr leicht eine technisch und ökonomisch sehr erfolgreiche Volkswirtschaft vollkommen ungebildeter Fachleute vorstellen. Um aber zu verstehen, wie es zu diesem Missverständnis kommen konnte, muss man sich kurz die Geschichte des Bildungsbegriffs vor Augen führen.

## Bildung als Bildwerdung

Auch die Antike kannte Bildung, selbst wenn sie keinen Begriff dafür hatte. Und wer wissen möchte, was antike Gesellschaften unter Bildung verstehen, der lese z. B. die Dialoge Ciceros. Bildung, das war die Fähigkeit, angenehm, geistreich und mit Esprit über Geschichte, Kunst und Philosophie zu disputieren, ohne jedoch als all zu verkopfter Fachmann zu erscheinen. Bildung in diesem Sinne ist eine Kommunikationsfähigkeit, ein Spiel eben, das man zu beherrschen hatte, wenn man als Angehöriger einer gesellschaftlichen Elite gelten wollte: „Niemand vermag ja eingehender und ausführlicher über bedeutende und mannigfaltige Themen zu sprechen ohne die Philosophie“ (Cicero 1998, § 14) – wobei wir hier *die Philosophie* als *Kenntnisse in den Wissenschaften* übersetzen dürfen.

Bildung in diesem antiken Sinne umfasst jedoch nicht nur die gefällige Wiedergabefähigkeit kulturellen Wissens, sondern zugleich die gesamte Persönlichkeit. Ein eloquenter, aber einseitig informierter Kulturfachmann, ein versponnener Intellektueller gar, wäre in diesem Sinne ungebildet gewesen. Bildung im antiken Sinne, das hieß im Idealfall auch: Sportlichkeit, eine vorzeigbare Offizierslaufbahn und eine politische Karriere.

Überlebt hat diese Vorstellung von Bildung im angelsächsischen Kulturbereich. Bei Gesprächen zwischen Engländern und Deutschen führt das regelmäßig dazu, dass man sich wechselseitig totales Banausentum attestiert. Fehlt Deutschen aus britischer Sicht jede Form von Leichtigkeit, von Ironie, von Esprit und Sinn für Gesprächskultur, so erscheinen Briten aus deutscher Perspektive regelmäßig uninteressiert, oberflächlich, ungenau und frivol. Der Grund für diese Missverständnisse liegt im Mittelalter und einer sich von da an diametral entwickelnden Bildungskultur.

Das deutsche Wort „Bildung“, so die herrschende Meinung, stammt von dem mittelalterlichen Mystiker Meister Eckhart. Es bezieht sich auf die Ebenbildlichkeit des Menschen zu Gott. Sich zu bilden, das bedeutet also, anzustreben, der Gottesebenbildlichkeit möglichst zu entsprechen. Damit ist die deutsche Vorstellung von Bildung von Anfang an moralisch hoch aufgeladen – bis zum heutigen Tag. Die spielerische Leichtigkeit blieb dabei fast zwangsläufig etwas auf der Strecke.

Daran änderten auch der Humanismus der Renaissance und die Reformation nichts – im Gegenteil. Die Renaissancehumanisten hatten zwar mit dem Ideal der Gottesebenbildlichkeit zunächst nicht so viel am Hut, dafür aber eine umso genauere Vorstellung vom Ideal des Menschen. Zu dem gehörte neben dem Befolgen einer anspruchsvollen Ethik vor allem das Wissen um die Sprachen und literarischen Werke der Antike – der europäische Bildungskanon war geboren.

Die Reformation hingegen hatte – in bewusster Abgrenzung vom Humanismus – zunächst bildungsfeindliche Züge, zumal in ihren radikalen Ausformungen. Warum ein zweites Buch lesen, wenn nur eines Seelenheil verspricht? Doch gerade über die Auseinandersetzung mit der Bibel und ihren Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen entwickelte sich zumindest in den Städten eine spezifisch bürgerlich-protestantische Bildungskultur, die sich schnell von dem einen Buch löste und insbesondere im 18. und 19. Jahrhundert zu einer Anbetung literarischer Bildung mit kulturreligiösen Zügen transformierte – mit Liebhaberkreisen, Lesezirkeln, Debattierklubs, literarischen Journalen und ähnlichen Formen der Institutionalisierung.

## Humboldt

Diese Epoche, geprägt durch die Weimarer Klassik und die Romantiker in Jena und Berlin, brachte auch jenes Konzept hervor, das heute noch mit großer Sicherheit früher oder später in jeder bildungspolitischen Diskussion fällt: das humboldtsche Bildungsideal.

Wilhelm von Humboldt war Kantianer. Dementsprechend ging es ihm zunächst um das Individuum. Dessen Streben, so führt er aus, entspringe dem Bedürfnis, „den Kreis seiner Erkenntnis und seiner Wissenschaft zu erweitern, und ohne dass er sich selbst deut-

»Bildung ist der Ausdruck eines individuellen Strebens, das allen Menschen gemein ist.«

lich dessen bewusst ist, liegt es ihm nicht eigentlich an dem, was er von jener erwirbt, [...] sondern nur an seiner inneren Verbesserung und Veredlung“ (Humboldt 1986, S. 235). Das bedeutet: Bildung ist der Ausdruck eines individuellen Strebens, das allen Menschen gemein ist. Dieses Streben führt dazu, dass das Individuum sich der Welt zuwendet und damit zur „Verknüpfung unsres Ichs mit der Welt zu der allgemeinsten, regesten und freiesten Wechselwirkung“ (ebd., S. 235 f.).

Ohne diese Wechselwirkung, so Wilhelm von Humboldt weiter, „wäre das Daseyn des Menschen vergänglicher, als das Daseyn der Pflanze, die, wenn sie hinwelkt, wenigstens gewiss ist, den Keim eines ihr gleichen Geschöpfs zu hinterlassen“ (ebd., S. 236). Was der Mensch benötigt, ist daher „ein Gegenstand, der die Wechselwirkung seiner Empfänglichkeit mit seiner Selbstthätigkeit möglich“ (ebd., S. 237) macht.

Mit anderen Worten: Mittel und Zweck der Bildung ist für Wilhelm von Humboldt die Selbstwerdung durch Hinwendung zur Welt. Diese als Ganze ist somit Gegenstand der Bildung, die Natur ebenso wie die Kultur des Menschen. Zentrales Medium der Bildung ist daher – so von Humboldt in einem anderen Fragment – die Sprache, genauer: die Sprachen, da erst die Kenntnis von Sprachen den Reichtum möglicher Weltzugänge erschließt.

Auch für Wilhelm von Humboldt hat Bildung zunächst eine ethische Dimension. Sie dient der Vervollkommnung des Einzelnen, sofern sie die Idee des Menschseins an sich repräsentiert. Das ist im Grunde nichts anderes als das alte Ideal der Gottesebenbildlichkeit Meister Eckharts, nur eben in seiner aufgeklärten, säkularisierten Variante.

Von einer Politisierung der Bildung war von Humboldt weit entfernt. Das Konzept der Universität, das gemeinhin mit seinem Namen verbunden wird – Wilhelm von Humboldt war seit Februar 1809 Geheimer Staatsrat und Direktor der Sektion Kultus und Unterricht im preußischen Innenministerium –, setzt vor allem darauf, den Zugriff des Staates so weit wie möglich von den Universitäten fernzuhalten. Daher das bekannte Stichwort von der *Hochschulautonomie*. Die Vorstellung, Universitäten etwa zu arbeitsmarkt- oder sozialpolitischen Zielen zu missbrauchen, ist unendlich weit von Wilhelm von Humboldts Denken entfernt.

## Bildung nach ihrem Ende

Mit der industriellen Revolution und den damit einhergehenden sozialen Veränderungen änderte sich das Anforderungsprofil an die klassischen Bildungsstätten – in Deutschland Gymnasium und Universität – nachhaltig. Gefragt waren nun Ausbildungsstätten für bürgerliche Berufe. Der moderne Staat und die entstehenden Unternehmen brauchten Juristen, Techniker, Ingenieure und Grundlagenwissenschaftler. Um diesen Bedarf zu decken, entstanden Realgymnasien und Technische Hochschulen. Da gesellschaftlichen Wandlungsprozessen eine gewisse Trägheit zu eigen ist, hielten sich das klassische Humanistische Gymnasium und die traditionelle Universität in ihren Grundzügen noch einige Jahrzehnte, doch spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg setzten auch hier Veränderungen ein – und damit ein Wandel des Bildungsverständnisses.

Obwohl immer wieder beschworen, war nun nicht mehr Bildung gefragt, sondern Ausbildung, mithin die Vermittlung von technischem Wissen. Dies wurde noch dadurch befördert, dass aufgrund des Wandels der Arbeitswelt, aber auch aufgrund politischer Vorgaben, eine Massenakademisierung einsetzte, da der Bedarf an akademisch Ausgebildeten nicht mehr allein aus den Ressourcen des traditionellen Bildungsbürgertums gewonnen werden konnte und sollte.

Damit einher ging nicht nur eine Veränderung der Bildungsinhalte, sondern auch eine Uminterpretation der ethischen Dimensionen von Bildung. Kritisch formuliert könnte man sagen: Je mehr die inhaltlichen Ansprüche an Bildung zurückgenommen wurden, umso mehr wurde sie zum Ausgleich mit sozialen Kompetenzen aufgefüllt. Zudem wurden unter der Hand – gut zu beobachten bei dem Marburger Erziehungswissenschaftler Wolfgang Klafki – die Vorzeichen klassischer Bildungsethik geändert: Bildung soll nun nicht mehr das Individuum vollkommener und damit gesellschaftsfähiger machen, sondern umgekehrt – die Vermittlung sozialer Kompetenzen soll das Individuum bilden.

Man kann sich des Eindrucks nicht entziehen, dass der zeitgenössische Bildungsbegriff Ausdruck einer Verlegenheit ist. Da in postmodernen, pluralistischen Gesellschaften der Konsens darüber verloren gegangen ist, was Bildung ausmacht, dampft man ihn

**Literatur:****Cicero:**

*Orator.* Düsseldorf/Zürich 1998

**Humboldt, W. v.:**

*Theorie der Bildung des Menschen.* In: Werke in fünf Bänden, Band 1. Stuttgart 1986, S. 234 – 240

**Schwanitz, D.:**

*Bildung. Alles, was man wissen muss.* Frankfurt am Main 1999

auf soziale Kompetenzen oder im weitesten Sinne technische Fähigkeiten ein. Interessant daran ist allenfalls, mit welcher aus Nostalgie geborenen Inbrunst an dem Wort „Bildung“ festgehalten wird, auch wenn von Bildung im traditionellen Sinne keine Rede mehr sein kann.

Sind wir ehrlich: Aufgrund der sozialen Transformationsprozesse der letzten 150 Jahre haben sich die gesellschaftlichen Grundlagen für Bildung aufgelöst und sind nur noch in wenigen sozialen Refugien zu Hause. Wir sollten uns vielleicht von der naiven Vorstellung lösen, dass es in der Kultur der Menschen so etwas wie ewige Dinge gibt. Insbesondere kulturelle Entitäten sind von historischen und sozialen Kontexten abhängig. Hegel etwa sprach in seinen Vorlesungen zur Ästhetik vom Ende der Kunst und das mit guten Gründen. Nichts spricht zwingend dafür, dass es immer und jederzeit Kunst geben muss. Viel wahrscheinlicher ist, dass die Idee von *Kunst* das Produkt spezifischer historischer und sozialer Prozesse ist und damit ein Epochenphänomen.

Ganz ähnlich könnte es sich mit Bildung verhalten. Bildung im klassischen Sinne war stets an aristokratische Gesellschaften gebunden. Pluralistische Massengesellschaften der Postmoderne haben nicht die sozialen Voraussetzungen für Bildung. Das ist bei Lichte betrachtet auch gar nicht schlimm. Anders als in den aristokratischen Gesellschaften der Antike oder des 18. Jahrhunderts ist unsere hochtechnisierte Massengesellschaft eben nicht auf Bildung angewiesen. Bildung wird hier zu einem Individual-

vergnügen, einer Vorliebe wie Tulpenzucht oder Tischtennispielen. Es gibt Liebhaberkreise, in denen das was gilt, aber Allgemeinwertigkeit kann es nicht beanspruchen. Um zu funktionieren, bedarf unsere Gesellschaft technischen und sozialen Know-hows. Es wäre nur ehrlicher, dieses Know-how nicht Bildung zu nennen.

Und was hat das mit Medien zu tun? Gar nichts. Denn mediale Inhalte sind Ausdruck gesellschaftlicher Normen und nicht umgekehrt. Solange noch Bestände traditioneller Bildungsvorstellungen in den westlichen Gesellschaften vorhanden waren, waren sie auch in den Medien präsent – mit der Folge, dass etwa Theodor W. Adorno und Arnold Gehlen ausführlich über soziologische Fragen diskutieren konnten – im Radio.

In dem Maße, in dem klassische Bildungsvorstellungen in der Gesellschaft zurücktraten, verschwanden sie auch aus den Massenmedien – ein Prozess übrigens, der schon vor der Einführung privater Fernsehsender zu beobachten war. Anstelle der Bildung ist auch in den Medien die Vermittlung von Know-how getreten, sei es in Form unmittelbarer Beraterformate oder qua Kommunikation normativer Diskurse.

»Da in postmodernen, pluralistischen Gesellschaften der Konsens darüber verloren gegangen ist, was Bildung ausmacht, dampft man den zeitgenössischen Bildungsbegriff auf soziale Kompetenzen oder im weitesten Sinne technische Fähigkeiten ein.«

Dr. Alexander Grau arbeitet als freier Kultur- und Wissenschaftsjournalist u. a. für „Cicero“, „FAZ“ und den Deutschlandfunk.

